

Mal wieder Täubchen essen

Hannes Hause

»Endlich mal wieder n Täubchen essen!« Das ist so einer dieser Wünsche, der wohl kaum mehr erfüllt werden wird. Denn dafür müsste man entweder Tauben selber züchten oder den Mumm haben, welche aus der Wildnis zu holen. Ersteres ist aus dem Dorfleben so gut wie verschwunden, letzteres verständlicherweise verboten.

Aber zuerst zu der Frage, wie jemand darauf kommt, eine Taube essen zu wollen. Zunächst einmal ist da natürlich die Kindheitserinnerung: an das gemeinsame Zubereiten der Mahlzeit; vom Schlachten übers Kochen bis zum Essen mit der Familie und dieser Geschmack! Als ich Kind war, hielten noch mehrere Privatleute Tauben in Friedersdorf. Als Dankeschön für eine Gegenleistung oder einfach nur als Zeugnis der guten Bekanntschaft sind öfter mal eben sechs Täubchen vorbei gebracht worden. An die Tauben aus unserem Schlag kann ich mich nicht mehr erinnern. So ein Taubenschlag gehörte natürlich zu jedem gut ausgestatteten Hof dazu. Es war im Dorf völlig normal gewesen, Tauben zu essen. So wie man heute noch gerne Huhn, Ente oder Gans isst.

Einer der Hauptgründe war natürlich, dass sich Tauben gerne vermehren und das nicht nur zu Hause im Schlag, sondern auch in der Wildnis. So war es noch für die Generation unserer Großeltern üblich, auf Taubensfang zu gehen. Ringeltauben zum Beispiel brüten ja praktisch überall in Siedlungsnähe. Als noch in den 1950er und in den 1960er Jahren, also der Nachkriegszeit, Essen bei Weitem nicht in dem Maße zur Verfügung stand wie heute, war es schlicht eine Notwendigkeit, sich von dem zu ernähren, was die Umgebung hergab. Tauben waren eines dieser natürlichen Erzeugnisse. Methoden ihrer habhaft zu werden gab es denn auch diverse. Zwei der gängigsten waren folgende: Der Baum, auf dem sich das Nest befand, wurde umgesägt, noch bevor die Tauben ausflogen. Das hat man vor allem auch mit Krähen- und Elsternnestern gemacht. Darüber hi-

naus war es gängige Praxis, die noch nicht flüggen Jungen am Fuß mit einer Schnur festzubinden. So wie sie flügge waren, konnten sie nicht wegfliegen und wurden ‚eingesammelt‘. Grausam erscheint das heute. Doch was man dabei nicht vergessen darf, ist – abgesehen von der damaligen Notwendigkeit – der Umstand, dass dadurch Artenvielfalt in der Kulturlandschaft gefördert wurde!

So sind die Lebensbedingungen für die Vögel, die gegessen wurden, auch erhalten worden. Strukturen wie kraut- und beerenreiche Sträucher, Feld-, Wald- und Wegränder gab es zuhauf. Zum einen, um selber die Früchte zu essen. Zum anderen, um die Tiere, die man verzehren wollte, in diesen Strukturen zu halten. Darüber hinaus haben Vögel wie Rebhuhn, Fasan und Wachtel, aber auch Säuger wie Feldhase und Kaninchen davon profitiert, dass der Mensch zum Erhalt dieser Nahrungsquelle die Prädatoren aktiv bejagte. Es war gang und gäbe Marderartigen wie Iltis, Steinmarder und Dachs, sowie Füchsen, Rabenvögeln und Greifen nachzustellen. Je weniger Füchse, desto mehr Feldhase für den Kochtopf.

Auch wenn es uns heute schwerfällt, das zu begreifen. Aber unsere Großeltern haben auf diese Weise Artenschutz betrieben. Zu ihrer damaligen Kulturlandschaft und der dazugehörigen Artenvielfalt gehörte es dazu, dass Tiere in Hofnähe gejagt und gegessen wurden. Ich möchte hierbei anmerken, dass die Bejagung durch die Dorfbewohner nicht systematisch durchgeführt wurde; nicht das Ziel hatte, eine Spezies auszurotten. Zumal es den genannten Räubern ja auch wiederum gut ging, da der Mensch ihnen Haustiere »zur Verfügung stellte«.

Es ist vollkommen klar, dass es aus rechtlichen und moralischen Gründen heute anders aussieht. Wie gesagt, war es vor allem der Notstand der Nachkriegszeit, der zu diesen Lebensverhältnissen beitrug. Dennoch können wir von unseren Großeltern etwas lernen.

Der Unterschied zu heute liegt ja vor allem darin, dass keiner mehr diese Vögel „braucht“. Nur wenn der Mensch etwas braucht, entwickelt er auch den Drang, es zu erhalten oder es zu tolerieren. Und das steht allem voran im Zusammenhang mit der Ernährung. Die Lebensmittel werden heute in einem Supermarkt eingekauft und nicht mehr wie früher aus der näheren Umgebung beschafft. Sie werden von sonst wo mit dem Flugzeug oder dem Frachter hergebracht; mit unheimlich schlechten Kohlendioxid-Bilanzen, unheimlich hohem Wasser- und Stromverbrauch am Ursprungsort und der Ausbeutung der Einwohner und Landschaften in den Ursprungsländern von Soja, Chiasamen, Kakao, Avocado und Co.

Wenn ich mich von dem ernähre, was bei mir vor Ort möglich ist, senke ich nicht nur diese Bilanzen, sondern fördere auch gleichzeitig die Artenvielfalt, weil ich die Haus- und Wildtiere zum Essen vor Ort brauche. Ich lasse die Bäume und Sträucher stehen, in denen sich die Tiere ihre Nester bauen. Ich lasse die Wiese blühen, in der sie die Insekten zum Fressen finden. Ich lege eine Wasserquelle zum Trinken an, nebenbei finden sich Amphibien ein. Für die Hoftiere gibt es ein eigenes Gebäude, die Scheune. Hinter dem ganzjährig offenen Scheunentor brüten Schwalben. Die unsanierten Lüftungsschlitze der Scheune lassen Fledermäuse ein- und auskehren. Sie fangen mir die Mücken praktisch vor der Nase weg. Meine Haustiere halten Stellen am Boden frei; das finden Eidechsen toll. Ich füttere Haustiere. Das Futter dient gleichermaßen den Wildtieren als Zusatz im Nahrungsspektrum. Und wenn ich sie nicht unbedingt essen möchte, dann erfreue ich mich wenigstens an ihnen.

Aber auch das gibt es immer weniger. Die Wildtiere werden weniger toleriert. Man will sie aus dem Garten raus haben. Tauben, Spatzen und Schwalben scheißen schließlich aufs Dach, weit schlimmer noch, aufs Auto. Wespen stören beim Kaffee. Spinnen sind sowieso das allerekeligste und der Super-GAU sind natürlich die Fledermäuse als angebliche Krankheitsüberträger.

Das Dorf im Jahr 2020 folgt neuen Regeln. Roboter übernehmen die Wiesenmahd, regel-

mäßig natürlich, damit auch alles steril grün bleibt. Damit auch keine Pflanze stört, aus deren Schlamm sich eine Schwalbe ihr Nest bauen würde, wird die halbe Grundstücksfläche zugestrichelt. An Bäumen und Sträuchern kommen bitte die immergrünen Gewächse in Frage, die auch ja kein Laub verursachen. Da könnten zudem Tiere überwintern. Gebäude sind dermaßen zugedämmt, dass auch kein Spalt für eine Mauerbiene oder eine Fledermaus übrig bleibt. Hähne bekommen zum Krähen Uhrzeiten vorgeschrieben. Hoftiere werden generell zunehmend als störend, deren Verzehr als moralisch verwerflich empfunden. Ganz zu schweigen davon, diese Tiere zu töten und zu schlachten.

Doch auch diese Entwicklungen haben ihre moralisch bedenklichen Seiten. Einerseits werden Nachhaltigkeit und Umweltbewusstsein gepriesen. Andererseits kamen die Lebensmittel noch nie von so weit her, waren sie noch nie so vergiftet, haben wir unsere Kulturlandschaft noch nie so im Stich gelassen und den Planeten dabei so ausgebeutet. Da erscheint mir der Nahrungserwerb meiner Großeltern doch ehrlicher und weitaus verträglicher für unsere Umwelt und den Planeten. Auch wenn dies heißt, Haus- und Wildtiere zu fangen, zu töten und zu essen.



Die fertig geschlachteten und gerupften Gänse: sie hängen, damit das Blut und das Wasser vom Säubern ablaufen und Hormone abgebaut werden. Typischerweise wird im Herbst/Winter geschlachtet, so dass die Tiere über Nacht hängen bleiben können ohne dass Fliegen ihre Eier ablegen. Beim Weih-

nachtsessen wussten alle, wo die Tiere herkommen und wie sie gelebt haben. So ein Anblick war typisch für das Dorfleben!

Das Einzige, was fehlt, sind die Köpfe und Füße. Die bekommt der Hund. Die Füße können allerdings auch in den Topf für die Brühe, sowie der Magen und das Herz. Das Blut wurde mit Zwiebel und Schrippe vermenget zu einem Brei verrührt und dieser in der Pfanne gebraten; als Mahlzeit während des Rupfens. Die Leber gibt es mit Zwiebel gebraten zum Abendbrot. Noch ist der Schlund am Körper. Der kommt nach dem Hängen mit in den Topf für die Brühe. So ist das Tier in Gänze verbraucht worden. Noch nachhaltiger geht es nicht! Wer kann von sich heute noch behaupten, ein Tier derart umweltschonend großgezogen und verbraucht zu haben? Auf dem Dorf im Jahr 2020 jedenfalls kaum einer.



Da die Gänse eine Grünfläche zum Äsen brauchen, lasse ich Wiesen stehen und mähe sie nicht unnötig. Das freut alles, was dort drinnen krecht und fleucht. Die Schwalben, die in der Scheune ihre Jungen großziehen, finden auf der Gänse-Wiese am Kot die benötigten Fliegen.

Zwei Ringeltäubchen, die dieses Jahr bei mir im Hofbaum aufwuchsen, waren der Anlass für



Debatten darüber, was man heute unter Dorfleben versteht. Einerseits sind sie als Wildvögel generell geschützt und werden auch aus moralischen Gründen nicht mehr als Nahrungsquelle betrachtet. Andererseits wurde die Artenvielfalt in unserer Kulturlandschaft dadurch gefördert, weil der Mensch Haus- und Wildtiere einst als Nahrungsquelle brauchte oder sie als Kulturfolger förderte.



Dieser Zusammenhang lässt sich gut anhand der Tiere erläutern, die in der Scheune leben: Hier im Hof ist links der Zwinger für den Wachhund, der Tag und Nacht den Überblick in alle Richtungen des Hofes behält und mich beispielsweise warnt, wenn den Hühnern etwas zustößt. Dieser Anbau verlängert sich hinter dem Gebäude und bildet die Werkstatt, in der Geräte und Fahrzeuge stehen. Die große Einfahrt daneben war früher doppelt so groß, reichte in etwa bis zur Dachrinne und war vier Meter breit. Hier ist der vollbeladene Heuwagen hineingeschoben worden. Das Heu wurde auf den Dachboden verfrachtet. Dort, wo die Glasscheibe ist, war der Stall für die Kuh, das Pferd oder das Schwein. Anstelle der Scheibe befand sich hier früher ein Eingang zu den Stallungen. Im Laufe der zweiten Hälfte des

20. Jahrhunderts hielt das private Kraftfahrzeug Einzug auf die Höfe. In der Folge musste umgebaut werden. So wurde aus der Einfahrt für das Heu die Garage für den PKW, aus den Stallungen der Raum für die Fahrzeuge wie den Traktor.

Der Eingang daneben führt in den Kartoffel- und Vorratskeller. Das kleinere Fenster unten dient der Lüftung. Direkt über dem kleinen Fenster ist das Loch, das die Tauben anfliegen, um in ihren Schlag zu kommen. Sie brauchten einen Anstich, um dort landen zu können. Nachts ist dieses Loch verschlossen worden. Wenn keine Tauben gehalten wurden, sind dort auch zeitweise Lebensmittel gelagert oder Hühner untergebracht gewesen. Die Tür daneben führt zum Dachboden der Scheune. Neben Heu wurden hier auch Gerätschaften abgestellt. Im rechten Anbau sind noch heute die Kaninchen und Hühner, zeitweise auch Schafe, Ziegen, Enten oder Gänse untergebracht. Darüber ist ebenfalls ein Lüftungloch in der Giebelseite zu sehen. Hier fliegen Fledermäuse ein und aus. Eine Eule konnte ich leider noch nicht beobachten.



Als Kulturfolger leben neben den Haustieren in der Scheune Haussperlinge, Rauchschwalben, Hausrotschwänze, Hausmäuse, Steinmarder, Braune Langohren, Rauhauffledermäuse, Sächsische Wespen, Hornissen und noch andere holz- oder mauerbewohnende Bienen, die ich aber nicht namentlich kenne, sowie Mist- und Nashornkäfer im Kot bzw. im Kompost. Von den Haussperlingen lebt der Sperber, der die Sperlinge sogar im Stall jagt. Auf Nahrungssuche sind in unmittelbarer Nähe oder auf dem Dach regelmäßig Rotkehlchen, Zaunkönig, Bachstelze, Kohl- und Blaumeise, Stieg-

litz, Girlitz, Grünfink, Amsel oder Ringeltaube zu sehen, wobei nicht alle nach Futter suchen, sondern vor allem im Frühjahr nach Hühnerfedern für den Nestbau. Der Steinmarder stellt im Übrigen für das Federvieh kein Problem dar, weil dieser die Eigenschaft hat, nicht in seinem eigenen Revier zu räubern. So ist es sogar praktisch einen eigenen Steinmarder zu haben, da dieser fremde Artgenossen – die die Hühner fressen würden – fernhält.



Diese Schwalbenjungen wachsen in einer Schwegler-Nisthilfe auf, die ich in der Scheune angebracht habe. Zwei andere Geschwister sind bereits ausgeflogen. Da die Schwalben zum Bauen kein Nistmaterial mehr finden, muss die Nisthilfe her. Die Elterntiere finden reichlich Fliegen im Stall der Hühner.



Hausrotschwänze legen im Jahr mehrere Gelege an. Zu sehen sind die Jungtiere aus dem ersten Gelege in 2020. Interessant ist nach meinen Beobachtungen, dass die Hausrotschwänze nie ein Nest ein zweites Mal benutzen, sondern für die Nachbruten immer neue Nester anlegen.